

Vom Schwarzkünstler zum Volksbildhauer

Autor(en): **Schmied, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **59 (1984)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-700401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Schwarzkünstler zum Volksbildhauer

Eine schwere Zeit war über das Seminar gekommen. Im Juli 1963 ritt der «Rote Hahn» auf den Giebeln der Klosterkirche und des Seminars. Ich hatte für eine Zeitung über den Brand zu berichten und schaute in der Morgenfrühe des Unglückstages in das gräßliche Feuer.

Ein gutes Jahr später, am «Bündelitag» nach den Herbstferien 1964, stand ich wieder vor dem Seminar. Noch erinnerten mich die Ruinen an das schreckliche Ereignis. An allen Ecken und Enden wurde aber gebaut, geflickt, restauriert, und schon spürte man wieder den Atem des alten Seminars. Als Absolvent des ersten Umschulungskurses für Berufsleute hatte ich zusammen mit 22 Männern und 4 Frauen die Möglichkeit erhalten, mich während 4 Semestern zum Lehrer ausbilden zu lassen. Wir warteten vor dem vom Brand verschonten Naturwissenschaftsgebäude auf unseren Klassenlehrer, Herrn Alfred Hungerbühler. Ein Erstsemi, mit einem ungeheuren Bildungsvorsprung von einem Semester, stellte sich breitbeinig – weil es ihm an Höhe fehlte – vor mich hin und fragte nach dem Grund unseres Wartens. Ich wies auf den Erwarteten hin. Darauf der Kleine: «Aha, uf de Fasi!» Die Belehrung fiel in einem Tonfall aus, daß ich merken mußte, daß man unter Eingeweihten für die Lehrer den vertraulichen Vulgo benutzte.

Eine Weile später erschien dann dieser «Fasi» und nahm uns Leute von der Werkbank in Beschlag. Wir mußten den Stundenplan für das Wintersemester abschreiben. Dabei versuchte uns Herr Hungerbühler schon in der ersten Stunde zu überzeugen, daß wir uns nun an einer höheren Bildungsstätte befänden und uns in die Werkräume der Sprache, der Philosophie, der Pädagogik, der Musen und der Naturlehre begeben müßten. Mich störte das Wort «müssen», denn ich war ja freiwillig hergekommen und freute mich darauf.

Die Einführungsrede fiel nicht in vertrauter Mundart aus, sondern in geschliffenem Hochdeutsch, das zum vornherein einen bestimmten Individualabstand schuf, ähnlich wie er bei Schwalben auf den Telephondrähten oder bei Fasanen am Futterplatz zu beobachten ist. Obschon dieser Abstand während der folgenden zwei Jahre etwas kleiner wurde, verstand es unser Klassenlehrer ausgezeichnet, ihn nie ganz aufzuheben, getreu der Erkenntnis, daß menschliche oder tierliche Gesellschaften einer Hierarchie bedurften. Wie recht er hatte, lernte ich bald in der Schulpraxis kennen. Ich erinnere mich gut eines Stellvertreters, der während meiner Abwesenheit wegen Militärdienstes am zweiten Tag den Schülern das Du antrug. Nach meiner Rückkehr mußte ich das Wort Hierarchie nicht mehr im Lexikon nachschlagen.

Die Idee des Umschulungskurses für Berufsleute war wegen des akuten Lehrermangels, aus einer Notsituation heraus geboren worden. Es war eher ein politischer als ein pädagogischer Entscheid. Dies bekamen wir im Seminar dann und wann zu spüren. Das Seminar war teilweise schlecht auf die neue Aufgabe vorbereitet. Für einige Lehrkräfte war diese Überraschung schlimmer als der Seminarbrand. Da saßen nun plötzlich Seminaristen in den Schulbänken, die längst den Kinderschuhen entwachsen waren, Männer und Frauen, Familienväter, einige älter als die Lehrer. Wo lagen die Schwierigkeiten in dieser neuartigen Lehrerausbildung? Im Lehrstoff, im menschlichen Bereich? Sicher in beiden. Es gab Lehrer, die sich engagiert auf diese neue Aufgabe vorbereitet hatten. Sie hatten ein klares Ziel vor sich, was sie uns während den vier Semestern an Stoff alles zu vermitteln hatten. Sie wußten auch, daß von uns Erwachsenen einiges gefordert werden konnte. Wir wußten ja schließlich jeder selbst, warum er sich für den neuen Beruf entschieden hatte und welches Ziel er erreichen mußte, um den

Anforderungen des Lehrerberufes zu genügen. Auch auf menschlicher Ebene paßten sich diese Seminarlehrer sofort den neuen Umständen an. Unsere Klasse bestand aus Berufsleuten vielfältiger Richtung. Zeichner, Mechaniker, Typographen und Buchdrucker, Stationsbeamte, Landwirte, Techniker, Sekretärinnen, Sozialarbeiterinnen mußten mit all den verschiedenen intellektuellen und praktischen Voraussetzungen zum annähernd gleichen Bildungs- und Ausbildungsziel geführt werden. Wegen dieser Verschiedenartigkeit entstanden im Unterricht manch interessante Diskussionen, manchmal lebhaftige Dispute. Geschichts-, Staatskunde- und Wirtschaftsgeographiestunden sind mir in besonderer Erinnerung geblieben, in denen ein Miteinander von Lehrer und Schülern besonders geeignet schien. Wir verfügten natürlich, die Damen damals noch ausgeschlossen, über mehr oder weniger reiche politische Erfahrung, und jeder hatte den Stimmrechtsausweis schon längst in der Tasche. So glichen diese Lektionen oft eher einer Parlamentsdebatte als einer herkömmlich dozierten Schulstunde. Wenn diese Stunden auch in der Minderzahl waren, so blieben sie doch die eindrücklichsten. Die wenigen Lehrer, die auf die Aufgabe der Erwachsenenbildung dürftiger vorbereitet waren und uns immer wieder die Herkunft von der Werkbank spüren lassen wollten, stießen bei uns auf Milde. Wir hatten Verständnis, daß die neue Art der Lehrerbildung zuerst gründlich studiert und Erfahrungen gesammelt werden mußten. Vielleicht aber war ihre Lehrmeinung über Pestalozzis Forderung nach Kopf, Hand und Herz doch etwas zu kopflastig. Bildung ist ja ein Prozeß und geht nicht von einer Bildungsstätte allein aus. Im ganzen gesehen, darf ich doch erfreut auf meine zwei Jahre Seminarzeit zurückblicken. Sie hat einen Markstein in mein Leben gesetzt, und dafür bin ich dankbar.

Auf Umwegen zum Lehrerberuf

Auf Umwegen kam ich zum Lehrerberuf, oder besser gesagt auf anderen Wegen. Am Ende meiner Sekundarschulzeit meinte mein Sekundarlehrer, ich sollte Lehrer werden. Ich wäre es damals gerne geworden. Die finanzielle Situation nach dem Krieg ermöglichte es meinen Eltern jedoch nicht, diesem Wunsche zu entsprechen. Heute muß ich sagen, es war gut so. Mein Lehrer schlug mir dann vor, Schriftsetzer zu werden. Auch die Schwarze Kunst könne meinen Wissensdurst löschen, komme ein Typograph doch mit allen möglichen Wissensbereichen in Kontakt. Ich bin meinem Sekundarlehrer noch über das Grab hinaus dankbar für seine einführende Berufsberatung. So wurde ich dann ein Jünger Gutenbergs. Ich liebte diesen Beruf und verspüre heute noch dann und wann etwas Heimweh. Der Berufswechsel bedeutete mir in gewissem Sinne Weiterbildung und nicht Flucht von der früheren Tätigkeit. Nach 15 Jahren Arbeit in der Gilde der Schwarzen Kunst nahm ich dann im Herbst 1964 Abschied von meinen Buchdruckergesellen. Es fiel mir nicht leicht, Gutenberg die Hand zum Abschied zu reichen. Ich bat ihn innerlich um Vergebung für meine Fahnenflucht. Ich versprach ihm aber ewiges Gedenken. Wenn ich heute in der Schule die Erfindungen und ihre Auswirkungen auf die Nachwelt behandle, dann steht mein früherer Gebieter am Lehrerpult, und es riecht wieder etwas nach Druckerschwärze im Schulzimmer. Wehmütig schaue ich dann meinen Schülern zu, wie sie umständlich Bleiletern zu ihrem Namen zusammenfügen. Wenn sie Leichen und Hochzeiten produzieren, das sind in der Fachsprache doppelt gesetzte oder vergessene Wörter, dann habe ich größtes Verständnis dafür, denn mit diesen Tücken hatte ich als Stift ja auch zu kämpfen.

Als ich mich von einem alten, bestandenen Setzergesellen mit dem berufseigenen Gruß, «Gott grüß die Kunst», verabschiedete, meinte er etwas vorwurfsvoll: «So, du kehrst Gutenberg den Rücken und willst Volksbildhauer werden!» Diesen witzigen Necknamen für Lehrer hatte ich bis anhin noch nie gehört. Er gab mir aber zu denken, und bald fand ich ihn nicht mehr witzig, sondern sehr treffend. Konnte ich im Seminar während der vier Semester das nötige Werkzeug holen, um diesen «Bildhauerberuf» auszuüben? War ich nach der Ausbildung imstande, die richtigen Meißel und Hämmer zu wählen, um meine Schüler zu tüchtigen Menschen zu formen? Mit diesen Fragen belastet, begann ich dann den ersten Umschulungskurs im Thurgau. Rückblickend muß ich sagen, daß man uns im Seminar die nötigen Werkzeuge eingepackt hatte, bevor man uns auf den Stein losließ. Sicher gab es am Anfang ab und zu Splitter, die sich am falschen Ort vom Stein gelöst hatten. Im Seminar bekamen wir ja vorab das Werkzeug in die Hand, die Handhabe des Werkzeugs aber bringt nur die Erfahrung. Wie schreibt doch Michelangelo in seinem Gedicht:

Wenn meines Hammers Wucht aus hartem Stein
Bald dies, bald jenes Menschenbild erschafft,
Fügt er sich meiner Faust, die führt und strafft,
Und ihrem Schwung muß er gehorsam sein.

Wir Umschulungskünstler mußten uns natürlich besonders bewähren, denn wir waren Versuchskaninchen, und auf die achtete man besonders scharf. Besonders die Neider aus der Lehrerschaft schauten mit Argusaugen, wie sich diese Kollegen aus der «Schnellbleiche» bewährten. Für viele der Kritiker zählte nur die vierjährige Ausbildungszeit am Seminar. Sie, die einmal als Jugendliche vier Jahre durch die Heiligen Hallen des Seminars gewandelt waren, sahen nicht, daß sie während der vier Jahre Ausbildung einen großen Teil der Zeit beanspruch-

ten für die persönliche Reife vom Jugendlichen zum Erwachsenen und die Heranreifung für eine Berufsarbeit. Diesen Prozeß hatten wir Erwachsene längst abgeschlossen und konnten uns ausnahmslos der Ausbildung und dem Einfühlen in den neuen Beruf widmen. Obschon ich nach der Schulzeit gerne Lehrer geworden wäre, bedaure ich es heute nicht, daß ich den zweiten Weg zum Lehrerberuf beschritten habe. Die frühere Berufs- und Lebenserfahrung hatten mir den Blick für das Wesentliche geöffnet und ließen mich kleine Dinge im größeren Zusammenhang sehen. So ließ sich in zwei Jahren auch viel konstruktiver lernen, als man es als Schulentlassener tun kann.

Seit der Patentierung des ersten Umschulungskurses im Herbst 1966 sind noch mehrere Kurse durchgeführt worden. Eine große Schar von Absolventen haben im thurgauischen Schuldienst die Lücken geschlossen, vorab auf der Oberstufe. Je nach Lehrermangel oder -überfluß rief man interessierte Leute aus dem Gewerbe und der Industrie in die Schulstuben. Das neue Lehrerbildungsgesetz sieht diese Möglichkeit weiter vor. Meiner Ansicht nach sollte dieser 2. Bildungsweg zur festen Institution werden und nicht nur zum Lückenbüßer. Man hätte als Kandidat für diesen Weg länger Zeit zur Vorbereitung und zum Hineindenken in den neuen Beruf. Wenn man über ein Rucksackjahr diskutiert, warum dieses nicht vor der Lehrerausbildung in Form einer Berufslehre auf einem andern Gebiet einschieben?

Zum Schluß möchte ich den Vergleich zwischen meinem früheren und dem jetzigen Beruf ziehen. Ich finde viel Ähnliches und viel Gegensätzliches. Habe ich früher als Schriftsetzer an einem Buch, einer Zeitung oder an irgend etwas Gedrucktem gearbeitet, sah ich das Ergebnis meiner Arbeit klar vor mir. Anders in der Schulstube. Eine Schulstunde braucht oft viele Stunden an Lebenser-

fahrung. Nicht die Methodik und die Didaktik machen die Stunde aus, sondern das, was man den Schülern zu sagen hat. Ist die Lektion gehalten, sehe ich kein Produkt vor mir liegen. Diese Schulstunde ist ein Teil des Bildungsprozesses geworden, dessen Ende man vielleicht erst nach langer Zeit oder vielleicht auch gar nicht sehen kann. Ein zweiter Stein drückt mich ab und zu im Lehrerberuf. Früher arbeitete ich den ganzen Tag mit erwachsenen Menschen zusammen. Jetzt bin ich täglich mit halbfertigen Menschlein zusammen in die Schulstube gesperrt, denen ich etwas vormachen, vorleben und beweisen muß. Obschon ich mitten in einem lebendigen Umfeld stehe, komme ich mir oft etwas einsam vor. Ich brauche dann nach der Schule erwachsene Menschen, mit denen ich auf gleicher Ebene leben kann, um der Verschulung zu entgehen. Trotzdem finde ich am Lehrerberuf das Ziel der Erziehung das Schönste: «Schüler zu gemeinschaftsfähigen, individuell entfalteteten Menschen zu erziehen, die offen für das Transzendente sind.» Dazu forderte uns der damalige Direktor und Pädagogiklehrer Dr. Ulrich Bühler auf.